

(gender) eine Form gefunden, ihre Zweigeschlechtlichkeit zu leben. Solange, bis zwei Männer (ein Priester und ein Arzt) den gnadenlosen Prozeß anatomischer Vermessungen und juristischer Festlegungen einleiteten, der diesem Menschen schließlich ein männliches Selbstverständnis aufzwang, an dem er zugrundegang.

Für Foucault manifestiert sich im Schicksal der Herculine Barbin die Auswirkung der modernen Wissenschaft vom Geschlecht, der er auch in seiner Geschichte des abendländischen »Willens zum Wissen« nachgeht. Die Frage nach dem »wahren Geschlecht«, die den Fall und den Text der Herculine Barbin hervorgebracht hat, ist für Foucault ein historisch singuläres Ereignis im Schnittfeld von Erkenntnisweisen, Normensystemen und Subjektivierungsprozessen, die der Band dokumentiert: Äußerst instruktiv sind sowohl die medizinhistorischen Dokumente des vieldiskutierten »Falles Barbin«, die den Zwang zur zweigeschlechtlich geordneten Welt eindrucksvoll aufzeigen, als auch weitere Zeugnisse der Wirkungsgeschichte, z.B. zeitgenössische Pressemeldungen oder die antiklerikale, aggressiv positivistische, vom Verfolgungswahn wilhelminischer Zeit geprägte literarische Verarbeitung des Psychiaters Oskar Panizza.

Schwule Theologen könnte der »Fall Barbin« zur Kritik am Konstrukt der Zweigeschlechtlichkeit führen und dazu auffordern, die Vielfalt des Le-

bens und die Subversion der Zärtlichkeit jenseits fixer Geschlechtszuschreibungen im Zweifelsfall ernster als die Schranken im Kopf zu nehmen.

Tina Adam-Cassini

Grunddisposition und keine Wahl!

»Homosexualität« – Themenheft der Zeitschrift »Wort und Antwort. Zeitschrift für Fragen des Glaubens«. 39. Jahrgang Heft 2: April/Juni 1998, herausgegeben von der Dominikaner-Provinz Teutonia.

»Ich bin, der ich bin!« – »Ich bin der, als der ich mich erweisen werde« (Ex 3,14), so könnte es programmatisch über das weitgehend exzellente 50 Seiten zählende Heft geschrieben stehen. Dies aber ausnahmsweise nicht aus theistischen Höhen evoziert, sondern aus der Grunddaseinsbefindlichkeit seiner Kreatur, des Menschen, zaghaft, leise, lauter werdend, bestimmter, darauf insistierend und alsbald hinaus-schreiend, sich seines eigenen Echos vergewissernd und Reaktionen abwartend. Und diesem »Ich bin, der ich bin« einen Raum geben, so daß daraus eben derselbe heilige Ort entsteht, der dazu zwingt, alte Schuhe abzulegen, auszuziehen. Bei der Lektüre dieser Zeitschrift kam mir unentwegt dieses alttestamentliche Bild von der Berufung des Mose in den Sinn, vielleicht

auch deshalb, weil Analogien und Parallelen überdeutlich werden. Grunddisposition als wissenschaftliche Formel für das »Ich bin, der ich bin«, als Chiffre für das theologisch-philosophische Leib-Seele-Modell und kontrastiv dazu das von der Tradition erfolglos bemühte Wahl-Modell, nach dem der Mensch sich seine Grundbefindlichkeiten gemäß der Konvention ankreuzt und tunlichst keine Häufelung von Wahlmöglichkeiten vornimmt. Denn Wählen heißt ausschließlich, die Einheitspartei und deren Programm zu unterstützen. Mag das auch noch so sehr der Entscheidungsfähigkeit des Menschen zuwiderlaufen, bis hin zur Aufgabe seiner Identität, bis zur Eliminierung seines »Ich bin, der ich bin«. Auch solche Tendenzen lassen sich in einem Aufsatz ausmachen, bleiben aber Gott-sei-Dank in der Minderzahl. Wer sich aber einmal seiner Grunddisposition sicher ist, der hat keine Wahl: Wer sich als homosexuell begreift, mag sich durchaus als Innovation der Moderne verstehen (R. Lautmann), kleidet sein Empfinden in Poesie ein wie Juana Inés de la Cruz (Th. Eggenesperger), kennt die Wechselbad-Erfahrungen der Eltern (H.-A. Gunk), weiß vom Problem der Homophobie (U. Rauchfleisch) und ringt als Glaubender um eine notwendige Gay-Spiritualität (U. Engel), spricht aber weniger von rein gleichgeschlechtlicher Zuneigung (J. Gründel).

Die grundlegende Bezugs-Orientierung auf eine Partnerin bzw. auf einen Partner entzieht sich jeder unvernünfti-

gen Eklektizismus-Theorie, nach der jeder Mensch *ad libitum* auswählen könnte. Während einzelne publikumswirksame Phänomene und Erscheinungsweisen häufig fokussiert werden, findet kaum ein Disput über die spezifisch homosexuelle Grundorientierung statt. Daß dies nicht allein typisch für die zeitgenössische (und mitunter christliche) Population konstatiert werden kann, zeigt der Hinweis (zum einleitenden Stichwort von Titus. Neufeld) auf die einschlägig bekannten und von der homophoben Gegnerschaft gern zitierten Schriftstellen (Lev 17,1-26; 1 Kön 15,12; Gen 19,1-11; Röm 1,26 f): Beanstandet werden damals wie heute die nach außen sichtbaren konträren Verhaltensformen und Lebensstile vieler homosexueller Menschen. »Eine positivere Sicht der personalen Beziehung zwischen David und Jonatan (1 Sam 18,1-4; 2 Sam 1,26) wird bis heute noch weitgehend übergangen.« Biologistische Engführung (Homosexualität = »contra naturam«), deren zweifelhafte theologische Legitimität sich aus dem Konnex von Schöpfungsgedanken und Gewissen (= schöpfungsgemäßes Handeln - »secundum naturam«) herleitet, muss abdanken zugunsten erst zu nehmender Forschungsaspekte, in denen die zentralen Begriffe »Personwürde« und »ethische Verantwortung« eine expositorische Rolle spielen. Wo eine Metanoia, eine Um-Wortung und Neu-Bewertung von »Widernatürlichkeit« hin zu »fundamentaler Identität«, von »Perversion« hin zu »Begabung« in-

itiert wird, da beginnt die Integration in kirchlich-gesellschaftliche Lebensvollzüge, daraus resultiert ein rechtlich verbürgerter Platz in der Gemeinschaft der Glaubenden und eine offene Gestaltung. Auf verschiedenen Wegen nähern sich die einzelnen Autoren dieses Heftes der eingangs referierten Grundthematik.

Um dem eigenen Knick in der Optik therapeutisch und präventiv zu begegnen, läßt uns *Rüdiger Lautmann* durch eine kulturgeschichtliche Brille sehen mit seinem Aufsatz »*Homosexualität als Innovation der Moderne: Eine kulturgeschichtliche Perspektive*«. Homosexualität – ein starkes Wort, einschüchternd in seiner »bewaffnenden« Begrifflichkeit, gefährlich als Tatsache, aber irrlichterndes Benennen, Verinhalten und Sanktionieren! Was ist es aber dann? Auch *Bilder gleichgeschlechtlicher Szenen* mit kulturvergleichendem, epocheübergreifendem und ethiksensiblen Hintergrund (»Im Waldgebirge von Neuguinea, bei den steinzeitlich lebenden Papua, ... fellationieren doch tatsächlich vorpubertäre Jungen heranwachsende Jünglinge«) minimieren kaum den Zweifel an der semantischen Analogie von »Gleichgeschlechtlichkeit« und »Homosexualität«. Anachronistisch wirkt ein Zeitvergleich und ethnozentristisch ein Kulturvergleich, was jede Versprachlichung zur Verlegenheit macht: Begriffe wie »schwul« oder »homosexuell« eignen sich wenig im Sinne einer historisch-ethnischen Approximation vorgefunde-

ner Phänomene. Kunstbegriffe wie z.B. »*men-who-have-sex-with-men*« (kurz MSM) reduzieren, um des Vergleichens willen, alle Sexualszenen auf die Genitalien: »zugleich aber verschwindet alles Innere, Soziale, Kulturelle der Sexualität – angefangen bei der Liebe, endend bei der Moral.« Wortwechsel, Sprachspiele, rivalisierende Bezeichnungen – Indizien für vielgestaltige Akzente und Aspekte der gleichgeschlechtlichen Phänomene »queer« durch Epochen und Kulturen. Erstes Fazit: *Homosexuelle als Innovation der Moderne, als Kreationen*, die Generationen- und Geschlechtergrenzen hinter sich lassen, als *Konstellationen*, die auf Halbheiten (Effemination, Generations-, Klassen-, Ethnoabstand) verzichten, als *Neuheit im soziosexuellen Repertoire*, deren Vorstufen die Kulturgeschichte bislang nur präsentiert. Eine Adäquation an die Homosexualität gelingt (möglicherweise) durch multidisziplinäre, arbeitsteilig-kooperative Forschungsstrategien, keineswegs deterministisch-einspurig und gegeneinander ausspielend. Ergo: Ein besseres Optikinstrumentarium muß her. Zu denken gibt indes *der kulturalistische Blick auf die Homosexualität und die theologische Begründung der Sexualmoral*: Kulturforschung und Moralthologie definieren sich im entscheidenden Punkt als Antipoden. Einem *Wertrelativismus* stehen *absolute Werte* gegenüber: »Die Sexualität, wie sie (seit 130 Jahren als historische Neuerscheinung geworden) ist, schreit nach ethischer Weisung, wie alles menschliche

Handeln. Wohin sie sich dann wendet, darüber befinden die Handelnden und die Verhältnisse.« Dieser Beitrag zeigt auf nuancenreiche Weise neue Denkansätze für die schwierige (wissenschaftliche) Erfassung einer gegenwärtigen sorglosen Terminologie und weitet den Blick auf notwendig zu verhandelnde Fragen.

Einen nicht weniger interessanten Versuch unternimmt *Thomas Eggensperger* OP mit seinem Aufsatz *Sor Juana Inés de la Cruz oder die poetische Beziehung von Frau zu Frau*. Liebeslyrik einer mexikanischen Ordensfrau und Dichterin des 17. Jahrhunderts, literarische Präsentation an einen gleichgeschlechtlichen Partner, in einem ersten Absatz angereichert mit der Biographie einer selbstbewußten Frau des Barock. Daran schließt sich *Juana als »Psychoneurotikerin«* an, eine psychoanalytisch orientierte Studie Ludwig Pfandls (1946). Darin kommt der deutsche Hispanist Pfandl zu dem Ergebnis, daß Juana einen starken Hang zur Schizophrenie zeigt, extrahiert und interpretiert aus ihrem übertriebenen Bekenntnisdrang, der sich in ihrer Liebespoesie oder ihren Haßtiraden gegen das männliche Geschlecht niederschlagen hat. Dabei bedient der Psychoanalytiker sämtliche Klischees, angefangen von gestörter Vaterbeziehung, über Grübelzwang, verdrängte Sexualität und höchste Sublimierung, Introversion, Selbstbespiegelung- und Selbstüberschätzung bis hin zu Narzißmus. Gleichgeschlechtliche Beziehun-

gen Juanas zu anderen Frauen deutet er als Bestätigung für ihr Persönlichkeitsprofil. Andererseits mache ihre Veranlagung auch die Genialität als Dichterin aus. Demgegenüber steht *Octavio Paz - Interpretation als »Mexikanerin«*. Bei aller Polemik gegen Pfandl treffen sich beide im Punkt der gleichgeschlechtlichen Liebe Juanas. Allerdings beleuchtet Paz den literarischen Charakter der Sprache der Ordensfrau. Zuletzt unschlüssig, verhalten offen, nichtsich im heikelsten Punkt verheddern wollend, bleibt Homosexualität für den mexikanischen Literaten ein Makel und relativiert zweifelnd das zunächst akribisch ans Licht gebrachte.

Johannes Gründel faßt seine schon früher publizierten Standpunkte in *Gleichgeschlechtliche Zuneigung* zusammen: Sexualität als eine spezifische Form zwischenmenschlicher Kommunikation, als eine Anzunehmende und zu Formende, personal zu Gestaltende und dann als eine sittlich zu Bewertende; Sexualität als nicht sofort auf Genitalität eingegengtes Phänomen; Suche nach Voraussetzungen für eine »gewisse Korrektur« der bisherigen Bewertung homosexueller Partnerschaften; Suche nach den Ursachen der Homosexualität; Zitate und Paraphrasen verschiedener amtskirchlicher Stellungnahmen zum Thema. Der Beitrag bleibt befremdlich an der Oberfläche, greift keine neuen Argumente und Impulse auf, wird lesend-rezipierend als Apologie erfahren per Kunstgriff: Sexualität = ganzheitlich-personal, und damit nicht

funktionalistisch und egozentrisch zu erleben, was ja Ausdruck von Lieblosigkeit oder menschlicher Unreife und Verstoß gegen die Menschenwürde wäre, zudem Degradierung des Partners zum Objekt. Außereheliches sexualgenitales (?) Verhalten, und jetzt bemüht er die traditionell katholische Morallehre, entspricht objektiv (?) nicht der sittlichen Ordnung (welcher?) und ist damit auch nicht gerechtfertigt. Eine Beziehung gleichgeschlechtlicher Menschen ist nicht mit Ehe gleichzusetzen, da kein Bezug zur Zeugung neuen Lebens besteht bzw. die Offenheit auf Familie hin überhaupt keine Rolle mehr spielt. Allerdings sollen, ungeachtet dieser »theologisch-ethischen Konsequenzen«, diese Homosexuellen zur Teilnahme am kirchlichen Leben ermutigt werden. So also kann man Sexualität zu belangloser »Zuneigung« (Homotropie) umworten! Nur dann ist es eben nicht Homosexualität, nicht die Person des Menschen »betreffend«, nicht ganzheitlich-personal und schon gar nicht kommunikativ. Solcherart Korrektur bleibt bestenfalls Makulatur.

Hans-Albert Gunk schreibt über *Erfahrung von Eltern mit ihrem schwulen Sohn*: »Anfangs habe ich ihn richtig gehaßt.« Ein Wechselbad der Gefühle, egal wie aufgeklärt-liberal das parentale Selbstverständnis sich auch präsentiert, wenn der Sohn ist, wie er eben ist: Schwul! Deshalb zuerst einmal Vorwürfe und der Versuch, das Unerklärliche und bedrohlich Fremde zu verstehen und einzuordnen, eventuell »da-

gegen« etwas zu unternehmen. Und da sind dann die unzähligen enttäuschten Erwartungen und durchkreuzten Pläne: Alles muß so sein, wie Schulbücher, Werbung, Filme und Literatur suggerieren, bekannt und vertraut. »Mit dem Anders-Sein verbindet sich für die Eltern die Zugehörigkeit zu einer ihnen verschlossenen Welt mit eigenen Gefühlen und Empfindungen, einer eigenen Subkultur mit angstmachenden Ritualen und Erlebnismöglichkeiten, einer in der Phantasie mit Ekelgefühlen besetzten Sexualität.« Extrakt einer zweitausendjährigen christlich-jüdischen Tradition: Perversion, ungezügelter Triebhaftigkeit, psychische Defekte, unnormal, pathologisch, Krankheit. Also: *Anders als die Anderen!* Ein langer Weg innerer Auseinandersetzungen geht dem Mittelsten, dem »Coming Out«, voraus: existenziell tief erlebte Fremdheit, ein Umfeld ohne Vorbilder, Vorurteile, Witze, abfällige Bemerkungen, manifeste physische Gewalt, Angst vor Diskriminierung und Ausgrenzung, keine Gespräche über eigene Gefühle. *Coming out* als doppelt schmerzhafter Prozeß: Erkenntnis der eigenen Identität als schwul bzw. lesbisch und Bekenntnis dazu im privaten und beruflichen Umfeld. Und doch *eine Liebe wie jede andere*: personale Werte wie Zuneigung, Vertrauen, Verbindlichkeit, Liebe werden gesucht. Eltern durchleben eine schwere Zeit, die phasenweise einem tiefempfundenen Verlust gleicht: Betäubung, Abwehr, Weinen, Schlaflosigkeit, Schuldvorwürfe und -zuweisungen, emotio-

nale Erschütterungen, Trauer, Erfahrung einer unabänderlichen Situation. Zeit des Neubeginns als *Annäherung*: Der schwule Sohn bzw. die lesbische Tochter werden – oft mit Anhang – in das Lebenskonzept der Familie integriert. Einen Zugang zu einer anderen Welt finden, an sich arbeiten, der Zeit einen langen Atem lassen (wenn sich denn tatsächlich etwas zeitigen soll) und den manchmaligen Tränen immer größere Abstände verordnen. *Ein schwuler Sohn – na und?* Der erste Schock und die Angst vor der Stigmatisierung des Kindes samt Geheimniskrämerei weichen einer zunehmend selbstbewußt-trotzigen Einstellung, einem Coming out der Eltern. Und die Kirche? Eine Mutter: »Die offizielle Haltung der Kirche ... hat für meinen Glauben keine Rolle gespielt. (...) Mein Mann und ich wollten immer dieses Kind. Und als wir es bekamen, war es für uns wie ein Geschenk Gottes. Ich habe mir immer gesagt: Das mußt du annehmen. Was Gott schenkt, kann nichts schlechtes sein.«

Zum Problem der Homophobie trägt *Udo Rauchfleisch* einige Hintergrundigkeiten zusammen. Homophobie, reine irrationale, sachlich durch nichts zu begründende Angst vor homosexuellen Menschen und ihren Lebensweisen, jedoch kein durch die individuelle Lebensgeschichte krankhaft-ängstliches Verhalten, generiert sich in aggressiver Weise als antihomosexuelle Gewalt, weitgehend bagatellisiert und verschleiert. Gesellschaftlich-ideologisch müßte es richtigerweise »Hetero-

sexismus« heißen. Neben der destruktiven Dimension eines aus resultierendem Haß entladenen Gewaltaktes auf Schwule gibt es viele verdeckte Verhaltensweisen, denen homophobe Einstellungen zugrunde liegen. Antihomosexuelle Gewalt im weiteren Sinne ist ein weitverbreitetes Phänomen, auch im psychosozialen und kirchlichen Bereich: Schwulen-/Lesbenwitze, Beleidigungen, Zurücksetzungen bei Beförderungen, Psychoterror, offene körperliche Gewalt (BRD 81 %). Eine Repräsentativbefragung in Ost- und Westdeutschland (Böchow 1993) eruiert mindestens ein Drittel der Bevölkerung als stark schwulenfeindlich, ein weiteres Drittel nennt klischeehafte Einstellungen, hinzu kommen die homosexuelle Menschen verletzenden offiziellen Verlautbarungen der katholischen Kirche. Ihren subtilsten Ausdruck findet Homophobie in dem Faktum, daß Kinder mit homosexueller Orientierung in eine Welt hineinwachsen müssen, die sie anders erwartet, als sie sind. Viele Jahre ihrer Entwicklung sind geprägt davon, daß sie nicht als die wahrgenommen werden, die sie im Kern ihres Wesens sind und daß ihnen in der Gesellschaft praktisch keine positiven Modelle zur Verfügung gestellt werden, an denen sie sich orientieren und mit denen sie sich identifizieren könnten. Hintergründe sind die eigene abgelehnte und latent bleibende Homosexualität der Täter, die radikale Infragestellung der patriarchalischen Männerbilder, lesbische und schwule Lebensweisen werden vorwiegend von Män-

nern als Infragestellung traditioneller Familienstrukturen empfunden, kritische Anfrage an patriarchalische Familienstrukturen durch partnerschaftlicheren Stil der homosexuellen Paare (kein ungleiches Macht- und Rollenverhältnis): Summa summarum eine Angst solcher Männer vor dem Verlust der Macht. Stichwortartige Lösungsstrategien können sein: Heutige humanwissenschaftliche Kenntnisse über die Entwicklung hetero- und homosexueller Orientierungen speziell bei Fachleuten psychosozialer und kirchlicher Provenienz bekannt machen; Hintergründe der Homophobie analysieren und transparent machen; traditionelle – patriarchalisch geprägte – Strukturen und Positionen kritisch hinterfragen; Respekt und Akzeptanz gegenüber anders empfindenden Menschen als Haltung aufbauen; persönliche Begegnungen zwischen homo- und heterosexuellen Menschen. »Bei diesem Prozeß des Abbaus homophober Einstellungen könnten die Kirchen eine wichtige Funktion erfüllen, da gerade der gemeinsame Boden des Evangeliums mit seiner Liebesbotschaft eine besonders gute Bedingung für echte, tiefe Begegnungen bietet und eine Haltung entstehen lassen kann, die allen Menschen als Geschöpfen Gottes mit je eigenem Charisma Heimatrecht in der Kirche garantiert und verhindert, daß sie Opfer von Ausgrenzungen und Diskriminierungen werden.«

Ulrich Engel OP skizziert eine *Gay-Spiritualität* in seinem Artikel: »Ja, mein Erbe gefällt mir gut.« Was die meisten

wissen, der Hl. Sebastian als Schutzpatron der Schwulen wurde unisono dazu erkoren. Seit dem 15. Jahrhundert setzt er sich im Typus des schönen Jünglings durch, was die Kunst zuvor nur in betagter Metamorphose abbildete. Hier feierte der nackte Männerkörper sein Œuvre. Seit der Renaissance ist dem Sebastian-Motiv der erotische Aspekt unterlegt: ausfransende Pornographie, erotische Spannung – das Bildnis als Konkretion schwuler Phantasie. *Von Gott gewollt – »I am what I am«*: Jacopo dé Barbari (Hl. Sebastian, um 1510–12), venezianischer Maler, bildet im Kupferstich den Körper eines Mannes ab, der um seine nackte Schönheit weiß. Selbstanahme im Bild, Anspruch an den Betrachter zur eigenen Annahme, damit Leben gelingt. Selbstwahrnehmung, getragen von einem tiefen menschlichen Urvertrauen, läßt die Gay-Identität durch schmerzhaftes Entwicklungen hindurch in psychisch gesunder Weise in die Gesamtpersönlichkeit integrieren. »Ja, mein Erbe gefällt mir gut.« (Ps 16,6): Der Mensch verdankt sich zuallererst seinem Schöpfer (Gen 1,31). Aus diesem Verdankt-Sein erwächst dem Menschen seine originäre Lebensaufgabe – die Annahme seiner selbst. »Alle Versuche, die gesamte Menschheit in abstrakt-unpersönlicher Weise und unterschiedslos auf heterosexistische Kategorien zu reduzieren, kommt somit einer doppelten, schöpfungs- und gnadentheologischen Häresie gleich.« In geradezu befreiender Offenheit zeichnet Ulrich Engel eine schwule Geschichts-

schreibung, in der Gott als Befreier auf den Plan tritt (so auch am 28. Juni 1969 an der Christopher Street in New York) und spricht vom *Auszug aus dem Sklavenhaus der heterosexuellen Normen*, von der Berührung Gottes in Schönheit, Spiel und Sex und von Gottes Liebe im (Männer-)Körper, Medium der Kommunikation zwischen Gott und Mensch und Mensch ... : »Wenn es denn die Aufweckung der Körper gibt, dann wird es auch die der schwulen Körper sein, in all ihrer personalen – auch sexuellen – Beziehungsfähigkeit.« Ein in jeder Hinsicht lohnenswerter und hoffnungsvoller Artikel, mit theologischem Fundament und frohmachenden Visionen.

Hingewiesen sei zuletzt auf die *Biblischen Weisungen zur Homosexualität* von Michael Theobald, einem Plädoyer für einen vernünftigen Umgang mit der Schrift. Ein biblizistischer Umgang greift nach wie vor bei ethischen Streitfragen, obwohl es bei den Texten des Alten und Neuen Testaments, wie sie üblicherweise zum Thema »Homosexualität« herangezogen werden, entschieden auf ihre kulturgeschichtliche Prägung ankommt und was inhaltlich denn tatsächlich verhandelt wird. In unserem Fall entläßt uns die Schrift und mutet einem auch noch zu, ethische Perspektiven eigenverantwortlich zu entwerfen und im Glaubenslicht die Kirche und ihr pastorales Alltagsfeld als Probestühne zu bespielen. Wenig Texte kommen nur in Frage: Röm 1,26; 1 Tim 1,10; Röm 1,27; Lev 18,22; 20,13. Einer eingehenderen Prüfung halten diese Textzeugen

nicht stand, schon allein der Kontext im Text eröffnet andere Verstehensmuster. Was bleibt, ist ein ekklesiologisches Grundprinzip (Röm 15,7): »Nehmt einander an, wie auch Christus euch zur Ehre Gottes angenommen hat!« Michael Theobald beschließt die Zeitschrift mit dem Postulat: »Gehen wir also mit der Heiligen Schrift vernünftig um und hören wir auf das, worin sie uns wirklich in Pflicht nimmt – um unseres Heiles willen!«

Lapidar lautet der Arbeitstitel der Zeitschrift *Wort und Antwort* 2/April-Juni 1998 »Homosexualität«. Nicht dieses Stichwort macht das Druckerzeugnis zu diesem interessanten und viele Aspekte beleuchtenden Kleinkompodium. Es sind vielmehr die inhaltlichen Perspektiven, die wissenschaftlich-literarischen Licht- und Schattenspiele, die verschiedenen Analyse- und Rezeptionsmodi inklusive Approximationsweisen, die das je gleiche Thema unterschiedlich apostrophieren, kolorieren, mal großflächig und mal mikroskopisch zur Darstellung bringen. Nicht nur die Auseinandersetzung mit dem Sujet lohnt, kurzweilig und facettenreich theologisiert und reflektiert man(n) sich durch die brisante und mutige Lektüre, die an offenen und klaren, transparenten Worten nicht spart.

Das Heft kostet einzeln DM 11,60 und kann bestellt werden bei: Matthias-Grünwald-Verlag, Postfach 3080, 55020 Mainz.

Martin Hüttinger